

21]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Unser Gespräch drehte sich ausschließlich um Liebe und Frauen, aber die Art Diffs, darüber zu sprechen, war nicht unangenehm. Er sprach voll Entzücken von seiner neuen Bekannten und manchmal voll Behmut über die gewesenen; und jedesmal sagte er:

„Das war eine feine Seele! Das war ein guter Mensch!“ —

Als wir uns trennten, wiederholte er nochmals: „Lassen Sie Ihre Freunde nur kommen; sie können entweder bei mir wohnen, oder ich verschaffe ihnen eine nette Wohnung. Ich werde schon dafür sorgen, daß sie einschlüpfen. Der verfluchte Kerl, ihr Mann, wird schön das Nachsehen haben.“

Aber fast eine Woche wartete ich voll Unruhe in Odessa. Nach meiner Berechnung mußten Petroff und seine Frau schon da sein. Endlich kam eine Depesche:

„Habe mit dem Esfuhrzuge zwei Kollis gesandt.“

Ich stellte nach dem Fahrplan fest, daß Petroff und seine Frau — das waren die zwei Kollis — gegen zehn Uhr abends ankommen mußten, ging zu Ossip und bat ihn um die verprochene Wohnung.

„Das ist schade, daß sie gerade heute kommen!“ meinte Ossip und kratzte sich hinter den Ohren. „Ich bin jetzt nicht allein, und meine Wohnung ist nicht so groß, daß zwei Paare untergebracht werden könnten. Ich werde Ihnen aber ein gutes Absteigequartier verschaffen.“

Ossip fuhr mit mir selbst zu der Wohnung, sprach geheimnisvoll mit der Wirtin, klopfte sie ein paarmal auf die Schulter, lächelte und sagte: „Nun ist die Geschichte abgemacht.“

Die Wirtin zeigte uns zwei Zimmer, die einen besonderen Eingang hatten, und überreichte mir die Schlüssel.

„Das Haustor ist immer offen; dem Hausdiener, der Wache hält, müßten Sie allerdings ein gutes Trinkgeld geben. Er kennt mich und wird schweigen,“ sagte die Wirtin.

Ich dankte Ossip, verabschiedete mich von ihm und ging auf den Bahnhof. Er hatte mir übrigens schon vorher gesagt, daß die „Neuvermählten“, wie er sie lachend nannte, wahrscheinlich in den nächsten drei bis vier Tagen abreisen könnten.

Der Zug kam, und Petroffs stiegen aus einem Abteil dritter Klasse aus. Ich erkannte ihn sofort, obwohl er sehr abgemagert und verändert aussah.

Ich ließ sie ruhig an mir vorübergehen. Petroff hatte mich nicht bemerkt. Ich folgte ihm nur langsam, um festzustellen, ob etwa ein Unberufener hinter ihm her wäre. Es war früher abgemacht worden, daß sie ungefähr eine halbe Stunde auf dem Bahnhof auf mich warten sollten, denn ich wußte ja damals noch nicht genau, ob Ossip auf meinen Plan eingehen würde.

Nachdem fast alle Passagiere verschwunden waren, ging ich in den Wartesaal und traf dort die beiden. Er war sehr froh, mich wiederzusehen, und machte mich sofort mit seiner Frau bekannt, denn ich sah sie zum ersten Male. Dann fuhren wir gleich in die Wohnung.

Fast ein Jahr war vergangen, seit wir uns zuletzt gesehen hatten, und es gab viel zu erzählen. Trotzdem sie sehr müde waren, wollten sie mir doch all ihre Erlebnisse wenigstens in Kürze berichten. Erst auf mein energisches Bitten ging Frau Petroff zu Bett, wir Männer blieben noch eine Weile sitzen und führten unsere Unterhaltung im Flüstertone weiter, denn obwohl die Wohnung einen besonderen Eingang hatte und von den übrigen Räumen abgeteilt war, war Vorsicht doch sehr am Platze. Wir wußten ja nicht, ob die Wände nicht vielleicht dünn genug wären, um hindurchhören zu können.

Petroffs Verhaftung war ziemlich einfach vor sich gegangen. Nachdem wir uns getrennt hatten, war er in eine große Fabrikstadt übergesiedelt und nach kurzer Tätigkeit bei einer revolutionären Versammlung arretiert worden.

„Es ging alles gut,“ erzählte er weiter, „kein Mensch kam auf den Gedanken, mich mit dem Streif in Petrowna

und meiner früheren Tätigkeit in Zusammenhang zu bringen. Und dennoch blieb ich neun Monate im Gefängnis und wurde dann nach Westsibirien verbannt. Noch im Gefängnis erhielt ich die Nachricht, daß meine Frau auch verhaftet und ebenfalls nach Westsibirien verbannt worden sei. — A propos: Sie haben ja früher nicht gewußt, daß ich verheiratet war. Ich konnte mit meiner Frau eine Zeitlang nicht zusammenarbeiten, wir mußten uns notgedrungen trennen, um den Verdacht abzulenken. In der Verbannung gab man meinen Bitten, mit meiner Frau in einer Stadt wohnen zu dürfen, nach. Die Reise war bequem. Mein Vater war so gütig, eine Kaution für mich zu hinterlegen, so daß ich auf eigene Kosten reisen konnte. Es war aber auch notwendig, denn meine Gesundheit war recht schwach, und ich glaube nicht, daß ich den üblichen Transport und die lange Reise mit den anderen Gefangenen ertragen hätte. Das Weitere wissen Sie. Bloß der Gedanke an Freiheit gibt mir noch Kraft, und ich hoffe, alle Strapazen der Flucht aushalten zu können. Wenn ich nur erst im Auslande bin, dann werde ich mich rasch erholen.“

Ich erzählte Petroff kurz, daß ich in Ossip einen guten Helfer gefunden hätte, und teilte ihm auch mit, wie ich diesen lebenslustigen Kaufmann für ihn interessiert hätte. Petroff sagte lachend: „Etwas Komik bei ernstlichen Dingen ist immer angebracht. Ich werde meine Rolle schon gut spielen und meiner Frau das Nötige sagen.“

Am nächsten Tage suchte ich Petroff und seine Frau wieder auf, müsterte ihre Kleidung, fand, daß sie anständig genug aussah, und bat sie nochmals, um Gottes willen nicht aus der Rolle zu fallen. Dann gingen wir in ein Restaurant, um uns dort mit Ossip zu treffen. Er begrüßte uns sehr herzlich, und ich merkte, wie er mit einem Blick die Frau tazierte, ob es sich für Petroff auch lohne, ihretwegen so viel Unannehmlichkeiten durchzumachen.

Während des Essens, das wir in einem kleinen, separaten Zimmer einnahmen, war Ossip von einer rührenden Lebenswürdigkeit gegenüber Frau Petroff.

„Sie haben doch nichts dagegen, lieber Herr Petroff, daß ich Ihrer Frau etwas den Hof mache?“ sagte er, sprang plötzlich auf und hielt eine große Rede über die Liebe und über die Frauen und schloß damit, daß er Petroff erklärte: „Ich liebe die Jugend und begreife Sie vollkommen. Ich würde an Ihrer Stelle auch so handeln. Also auf den glücklichen Ausgang.“

Es war rührend zu sehen, wie eifrig Ossip sich der Sache Petroffs annahm. Er riet beiden, ruhig in ihrer Wohnung zu bleiben und höchstens zu den Mahlzeiten auszugehen. „Es ist so eine Art Gast, aber nur auf kurze Zeit,“ sagte er. „Ich habe mit unserem Freunde schon alles besprochen. Wir wollen sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn mir scheint, daß Ihr Mann nicht auf den Kopf gefallen ist; wir wollen ihm aber doch ein Schnippchen schlagen!“

Ueber zwei Tage mußten Petroff und seine Frau in Odessa bleiben. Wir kamen öfter mit Ossip zusammen, und sein Interesse für Petroff war so gestiegen, daß er unter vielen Entschuldigungen fragte, ob er auch genügend Geld habe.

„Ich weiß, unser Freund würde Ihnen ja so wie so schon beispringen, aber es läßt sich doch besser verteilen, wenn wir beide Ihnen helfen. Sagen Sie nur aufrichtig: Brauchen Sie Geld? Und wieviel?“

Petroff lehnte dankend ab, mußte aber schließlich doch zweihundert Rubel annehmen, Ossip wäre sonst sehr böse geworden; so sagte er.

Am Abend des zweiten Tages trafen wir uns bei Petroffs. Ossip erkundigte sich genau, wieviel Gepäc das Ehepaar habe, und erklärte, er würde dafür sorgen, daß es gut am Bestimmungsort ankomme; sie sollten jetzt nur das Notwendigste mitnehmen. „Nun ist es aber Zeit,“ sagte er dann, „daß wir fahren!“

Erst in diesem Moment erfuhr Petroff, daß er mit einem Dampfer abreisen sollte. Ossip rief sich vor Bergnügen über die Ueberraschung die Hände und sagte: „Habe ich das nicht gut gemacht? Mein Freund, der Kapitän, weiß alles und wird Sie gut hüten. Die Reise dauert ja nicht lange, vielleicht sind Sie schon morgen abend im Auslande. Der Kapitän

wird selbst bestimmen, wo Sie am bequemsten landen können; das müssen Sie ihm ruhig überlassen."

Wir fuhren zum Dampfer. Kein Mensch, außer dem Kapitän und einem Matrosen, hatte uns gesehen. Es war ein großer Lastdampfer. Nachdem wir eine Weile in der Kajüte des Kapitäns gegessen hatten, trieb er uns zum Aufbruch. Ich nahm Abschied von Petroff, und mir wurde ganz wehmütig bei dem Gedanken, wann wir uns wohl wiedersehen würden. Ossip war sehr gerührt, küßte Petroff, schüttelte seiner Frau herzlich die Hand, und wir fuhren in die Stadt zurück. Auf dem Wege sagte er zu mir: „Gehen wir noch in ein Restaurant und trinken wir eine Flasche Wein auf eine glückliche Reise und das Wohl unserer Freunde! Es sind gar zu liebe Leute.“

Im Restaurant blieb es nicht bei einer Flasche, und wir saßen bis tief in die Nacht hinein. Ossip sprach ununterbrochen von den beiden Flüchtlingen und erwähnte dabei auch, daß der Dampfer erst früh am Morgen auslaufen würde.

„Jetzt sind sie geborgen. Kein Mensch wird erraten, wo sie stecken, und wie sie fortgekommen sind! Der Kapitän wird mir telegraphieren, wann sie an Land gegangen sind, und hoffentlich wird Ihnen Petroff auch mitteilen, wo er sich niedergelassen hat. Sie müssen mir die Adresse geben; ich muß ihnen doch einmal schreiben.“

Der gute Mensch hatte keine Ahnung, daß er zwei Revolutionären zur Flucht geholfen hatte. Ich blieb noch einige Tage in Odessa, um Nachricht von Petroff abzuwarten. Unterdessen suchte ich nun auch meine Kameraden auf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

April.

Am 1. April verließ Herr Briekle trotz des Streites der Ziehleute seine alte Wohnung mit Kind und Kegel, um sich in dem von seiner Frau ausgesuchten neuen Heim häuslich niederzulassen. Wo er hingezogen ist, darf ich leider nicht verraten; er will nicht, daß seine neue Wohnung in weiteren Kreisen bekannt wird, weil er befürchtet, von rassistischen Kolonisten überlaufen zu werden. Er ist nun einmal als Autorität in Fragen der Laubenkultur gegen seinen Willen in weitesten Kreisen bekannt geworden und möchte sich nach Möglichkeit den Konsequenzen entziehen, die das für ihn im Gefolge hat. Mir persönlich hat er ganz im Vertrauen mitgeteilt, daß er aus der alten Wohnung, nahe der Alderstraße, in welcher er im nächsten Jahre sein 25jähriges Mieterjubiläum hätte feiern können, nur ausgezogen sei, weil er es satt habe, noch länger auf der Schattenseite zu wohnen. Wohl hatte er sich ein sogenanntes Blumenbrett vor dem Fenster angenagelt, aber es wollte dort partout nichts wachsen und Frau Briekle jammerte ihm Abend für Abend das alte Lied von den blumengeschmückten Balkonen der andern vor, bis ihm schließlich die Sehnsucht nach solchem „Schwalbennest“ und Luftkurort überkam, daß er sich Knall und Fall hinsetzte und den obligaten eingeschriebenen Kündigungsbrief abfasste. Es muß schon weit gekommen sein, wenn Briekle die Feder und das Tintenfaß zur Hand nimmt.

Nun sind sie alle glücklich in der neuen Wohnung angelangt, mit ihrem Hausrat und ihren Blumentöpfen. Die Blumentöpfe wurden sorgfältig in die Ehestandsequipe gepackt, die seit 18 Jahren unbenutzt auf dem Boden gestanden hatte und gründlich verstaubt war. Diese Töpfe liefern einen neuen Beweis für Briekles gärtnerische Fähigkeiten. Er hatte sie mit Kürbissen, Gurken und Tomaten bepflanzt, die er in Ermangelung von Saatsgefäßen in halbierten Hühnereiern aus Samenkörnern gezogen hatte. Es ist dies nämlich eine in manchen Kreisen verbreitete und höchst einfache Methode. Man nimmt ein Hühnerei, läßt es fünf Minuten kochen, bis es hart ist, kühlt es dann ab, schlägt es mit einem Küchenmesser in zwei Teile, ist das Innere aus diesen heraus und hat dann zwei Schalen, die mit angefeuchtetem Torfmüll oder Erde gefüllt und dann mit Samen bestellt werden. Wenn sie nach dem Einfüllen der Erde nicht stehen wollen, so macht man es wie weiland Kolumbus; man stößt sie mit dem gewölbten unteren Teil auf eine Tischplatte und sie stehen nun fest wie jeder Topf.

Nachdem durch die keimende Saat Leben in die Eihüllen gekommen war und die Sämlinge die ersten Keimblätter entfaltet hatten, pflanzte Briekle sie unter Verwendung guter Mysterde einzeln in kleine Töpfe. Zurzeit sehen die Dinger noch etwas schwindsüchtig aus, weshalb sie Briekle zum Umzuge auch sehr sorgfältig einwickelte. Wenn sie aber jetzt in der neuen Wohnung an die Sonnenseite kommen, so werden sich aus den bleichsüchtigen Pflanzentindern bald dunkelgefärbte und kraftstrobende Stauden entfalten, die, im kommenden Monat auf die Parzelle gepflanzt, bald weithin alles mit Blättern, Blüten und Früchten bedecken.

Das Einzige, was Briekle in diesem Jahre Freude bereitet hat, das waren, von d. n. Phazintzen seiner Frau abgesehen, die

auch im Schatten erblühen und noch heute duften, daß es eine Lust ist, — diese kleinen Samenpflänzchen. Er sagte mir, er behandle sie, als wenn es seine eigenen Kinder wären und in Wirklichkeit seien sie ja auch seine Kinder. Draußen auf der Parzelle hat er in diesem Jahre noch wenig Freude gehabt. Die Mäuse und die Karnickel, die im Winter gelegentlich durch den Zaun schlüpfen, haben ihm nicht nur seine Kellenseiter, sondern auch den Grün- und Rosenkohl gefressen. Abgesehen hierbon hatte ihm der verflossene Monat viel zu schaffen gemacht und zu denken gegeben, es war kein richtiger März, wie er meinte, zu wenig Sonne, zu viel Regen und zu kalte Nächte. Zum April hat er, offen gestanden, auch nicht das richtige Vertrauen, den kennt er schon von früher genügend. Aber die Erbsen, die Herr Briekle schon im März gelegt hat, die werden jetzt im April ganz gewiß herauskommen, und auch Salat, Kresse und Radieschen werden keimen, und auf all das freut er sich natürlich. Frau Briekle rechnet schon mit den neuen Kartoffeln. Sie hat unten im Keller die Saatkartoffeln herausgesucht und da sah sie zu ihrer Freude, daß diese bereits große Augen machen, d. h. an den Stellen, die man bei den Kartoffeln Augen nennt, kleine Knospen zeigen. Bei einer guten Saatkartoffel sollen, das weiß Frau Briekle auch, die Augen nicht zu tief liegen, denn Kartoffeln mit tiefliegenden Augen geben beim Schälen zu viel Abfall. Frau Briekle hat nun die Saatkartoffeln in einer flachen Kiste in Torfmüll eingebuddelt, feuchtes Moos und Sägespäne tun dieselben Dienste, und den ganzen Kasten über der geliebten Kochmaschine aufgestellt, so daß ihm die Ofenwärme zugute kommt. Unter dem Einflusse dieser Wärme keimen die Kartoffeln vorzeitig aus, ja sie schlagen bereits Wurzeln, und wenn man sie dann nach dem 10. April, früher soll man in unserem Klima keine Kartoffeln legen, so vorsichtig in die Erde bringt, daß die vorgebildeten Triebe nicht abbrechen, so kann man sicher sein, die ersten Frühkartoffeln mindestens 2—3 Wochen vor den übrigen Sterblichen zu ernten, und das ist ein großer Vorteil. Wer wartet nicht im Vor sommer auf neue Kartoffeln? Die allerfrüheste unter den frühen Kartoffeln ist immer noch die sogenannte Sechswochenkartoffel, die man weißfleischig und auch in einer rotfleischigen Spielart in den Samenhandlungen erhält.

Wenn man recht frühzeitig im Sommer Bohnen haben kann, so ist das auch eine schöne Sache. Das ist aber nicht so leicht, wie es aussieht, da Bohnen sehr frostempfindlich sind und deshalb draußen vor dem 15. Mai nicht gelegt werden dürfen. Wir erreichen aber das Gewünschte, wenn wir jetzt einige Blumentöpfe, die oben etwa 8—10 Zentimeter Durchmesser haben, mit Mistbeeterde füllen und in jeden Topf 3—4 Buschbohnen legen. Die beste und ergibigste ist die Sorte Kaiser Wilhelm. Am Zimmerfenster keimen die Samen nach 8—12 Tagen. Die jungen Pflanzchen wachsen kräftig heran und werden dann in der zweiten Hälfte des Mai vorsichtig ausgetopft und mit dem ganzen, unverletzten Topfballen ausgepflanzt. Buschbohnen sind die empfehlenswertesten für den Laubenkolonisten, weil sie nicht an Stangen gezogen zu werden brauchen. Für Stangenbohnen ist die Beschaffung der Stangen umständlich und kostspielig, außerdem beschattet ein mit Stangenbohnen besetztes Beet die Nachbarbeete, was sich bei kleinen Parzellen sehr lästig fühlbar macht. Ranfende Bohnen sind höchstens für die Laube zu empfehlen, für welche die wirklich schön blühenden, sogenannten Feuerbohnen in Frage kommen. Sie sind nicht nur Zierpflanzen, sondern ihre Schoten schmecken ebenso gut, wie die Schoten weißsamiger Bohnen.

Briekle schwärmt für Schlingpflanzen, aber weniger für Stangenbohnen als für Ranfenden, Clematis, Glycinen und ähnliche schön blühende, teils auch duftende Sachen. Zu seiner neuen Wohnung gehört, wie gesagt, auch ein Balkon. Für diesen hat er sich drei Blumenkästen zusammengenanagelt und diese lehtsin von außen zum zweiten Male mit grüner Delfarbe gestrichen. Er hat sich vor der Anfertigung von mir die Maße geholt. Ich habe ihm gesagt, daß die Kästen 22 Zentimeter breit und mindestens ebenso hoch sein müssen, während sich die Länge nach den Größenverhältnissen des Balkons richtet. Diese hat er sich genau ausgemessen und dann gegägt und genagelt. Nun soll aus dem Balkon eine mit Blüten bedeckte Laube werden. Briekle ist wieder zu mir gekommen und hat gefragt, was ich von den Clematis, zu deutsch Waldbreben, halte. Ich habe sehr bedauert, ihm erklären zu müssen, daß diese sich ebensowenig wie Schlingrosen und andere holzartigen, ausdauernden Schlinggewächse für Balkonkästen eignen. Diese Pflanzen wollen ihre Wurzeln in die Tiefe senden, der eng bemessene Raum im Kasten hemmt ihr Wurzelwachstum und es kommt deshalb trotz bester Pflege keine gesehite Kultur zustande. Für Kästen gibt es nur zwei ausdauernde holzige Schlingpflanzen, der Epheu und der wilde Wein; letzterer, weil er keine eßbaren Früchte bringt, auch Jungferntrebe genannt. Beide kommen aber für Briekle nicht in Frage, weil sie nur auf der Schattenseite wachsen, und Briekle wohnt jetzt auf der Sonnenseite. Dagegen gibt es viele einjährige Schlingpflanzen, die, jeht gesät, im Laufe des Sommers ihre vollständige Entwicklung erlangen, um dann abzustorben. Diese finden sich für solche kurze Zeit auch mit der Erde des Blumenkastens ab, vorausgesetzt, daß sie alljährlich vollständig erneuert wird. Diese Erde holt man sich aber nicht in dem ersten besten Blumenladen, sondern in einer Gärtnerei und läßt sie sich hier vom richtigen Hausen geben, d. h. von dem Hausen, der die wirkliche Mistbeeterde, nicht die Abfallerde enthält. Dieser Erde mischt man dann, um sie gehaltreicher zu machen, etwas lehmigen Wauschutt von allen Hausen, oder in

dessen Ermangelung etwas Rasenerde von lehmigen Wiesen bei. Am besten eignet sich hierfür die Erde, die der Maulwurf aufgeworfen hat, weil sie durch den Winterfroft mürbe geworden, außerdem frei von Schädlingen ist. Zu einer guten Erde für Blumenkästen gehört auch noch etwas grober Sand bzw. Kies, weil er das Erdreich warm, frisch und locker erhält. Schlingpflanzen, die stark ins Kraut gehen, brauchen aber auch einen stickstoffreichen Boden, weil Stickstoff die Blätterbildung befördert. Das weiß Priekle, er weiß aber auch, daß Hornspähne den besten Stickstoffdünger für Balkonkästen liefern, weil sie sich nur langsam zersetzen und ihre Wirkung deshalb monatelang anhält. Er hat einen Bekannten, der Drechsler ist, und sehr über den Jugendstil klagt, der ihm das Geschäft verdorben, aber doch ein gutes Herz hat. Von diesem hat sich Priekle etwas Hornspähne schenken lassen, die er unter die Erde mischen will. Wer aber nicht wie Priekle in der Lage ist, einen Drechsler zum Freunde oder Vetter zu haben, der hat vielleicht einen Freund, der dem Taubensport huldigt und kann sich von diesem etwas Taubendünger geben lassen, er tut die gleichen Dienste. Mit diesen Düngern ist aber große Vorsicht geboten. Zwei Hände voll genügen zur Vermischung für eine ganze Karre voll Erde, zu viel ist allen Pflanzen Gift.

Unter den einjährigen Schlingpflanzen für Balkonkästen gibt es einige, die man jetzt gleich in die schon auf dem Balkon aufgestellten Kästen säen kann, so den buntblätterigen japanischen Hopfen, der allerdings nur durch seine Blätter schmückt, die Trichterwinden, die sich an senkrecht gespannten Schnüren emporwinden und sogenannte Nachblüher sind, da sie bei sonnigem Wetter ihre Blüten erst abends öffnen, sowie die feurig rot blühende Kapuzinerkresse und die nur etwa 1 Meter hochrankenden wohlriechenden Widen. Andere Sommerpflanzen, wie die Cobaea, der Kammsamen (Lophospermum), die Maurandien u. a. sind empfindlicher. Sie werden jetzt am Zimmerfenster gesetzt und erst zu Mitte des nächsten Monats in die Kästen gepflanzt. Mit allen diesen Kulturen muß man aber Geduld haben, der Samen braucht im Boden seine Zeit und die Sämlinge wachsen anfangs auch nur unmerklich weiter. Erst wenn die Sonne höher und höher steigt, beginnt das rasche Wachsen, gewöhnlich aber erst von Mitte Juni ab, dann dauert es noch vier Wochen und zarte Ranken umspannen den Balkon, zwischen welchen sich bald Hunderte und Tausende von Blüten herborschieben. Erst die kalten Herbstregen und Spätfröste machen diesem üppigen Blühen und Grünen ein Ende. —

Hd.

Kleines feuilleton.

Der Roman eines ägyptischen Königsgrabes. Der bekannte französische Ägyptologe G. Maspero, Direktor des Museums in Kairo, berichtet im „Journal des Débats“ über die Auffindung einer interessanten Grabstätte im „Tal der Könige“ bei Theben. Herrn Theodor Davis, der schon vor zwei Jahren das Grab der Eltern der Königin Tigi erschlossen hat, ist es im Januar geglückt, das Grab dieser merkwürdigen Frau selbst aufzufinden, die, einer einfachen Priesterfamilie entsprossen, Königin des Landes geworden ist und als Gattin Amenothos III. großen Einfluß auf dessen antikeritale Politik ausübt hat. Die Erschließung war sehr schwer, da der Zugang ganz mit Bautrümmern verschüttet war. Davis konnte nur mit Mühe durch den engen Stollen schlüpfen. Im Augenblick der letzten Begräbniszeremonien hatte sich eine Verschlüftung ereignet und die niederbrechenden Mauern hatten die Leichenkammer zur Hälfte mit Schutt gefüllt. Als Davis mittels eines an die Elektrizitätswerke angeschlossenen Drahtes die Gruft erleuchtete, hätte er glauben können, in eine Grotte aus „Tausend und eine Nacht“ versetzt zu sein, denn von überall her, vom Boden, von der Decke und vom Sarg leuchtete ihm Gold und Edelstein entgegen. Bei genauerer Betrachtung stellte sich freilich der märchenhafte Glanz etwas bescheidener dar. Die Goldbede des Sarges ist recht dünn und die vermeintlichen Edelsteine sind Kiesel und vielfarbige Glascherben. Der Schlitten, auf dem die Mumie hingetragen worden war, war aus Holz wie gewöhnlich und mit Stuch bedeckt; er hatte Vasreliefs und darüber eine ganz dünne Goldbede. Das Stück war trotzdem ganz einzig in seiner Art, leider gelang es nicht, es ohne Schaden zu transportieren. Der Klebstoff, der Metallaußguß, Stuch und Holz verbunden hatte, war längst eingetrodnet und die verschiedenen Teile zerfielen an der frischen Luft vor den Augen des Malers, der sie kopierte. Nur jene Bretter blieben erhalten, die seit dem Tage der Bestattung flach am Boden geblieben waren. Eines zeigt auf einem Bild den König Rhuniatonu und seine Mutter Tigi aufrecht in Anbetung vor ihrem Gott. Die Sonnenscheibe hängt über dem Opfer und sendet nach allen Seiten ihre Strahlen, die mit Händen versehen sind, von denen einige das Opfer fassen, während andere den beiden Herrschern das Lebenskreuz darreichen. Die Inschrift besagt, daß der Pharaon den Schlitten für seine Mutter Tigi errichtet habe. Die Mumie der Königin ist in eine wohl feine, aber recht abgebrauchte, durchlöcherter und vielfach gestickte Leinwand gewickelt. Wie bei gewöhnlichen Leuten hat man auch bei der Königin sparsam die alte Garderobe benützt und ihr dann, sie in Rauchgold rollend, eine glänzende Hülle geschaffen. Der Körper hat der Zeit schlecht widerstanden, nur hier und da hängt ein Stück vertrodneten Fleisches am Skelett. Die Züge des Gesichts sind dagegen noch

deutlich wahrnehmbar und sie beweisen, verglichen mit den bekannten Standbildern der Königin und durch die Ähnlichkeit mit den Darstellungen ihres Sohnes Rhuniatonu, daß es wirklich die Königin Tigi ist. Die Goldblätter, die das Haupt umhüllen, bezeugen, daß das Grab nicht verlegt worden ist, da sie sonst Räubern zum Opfer gefallen wären. Um so auffallender ist, daß bei der Leiche die Ausstattung fehlt, die dem Reichtum der Königin entspräche. Bei den Eltern Tigi wurde eine vollständige Einrichtung vorgefunden: Lehnstühle, Schmuckkästen, Wäschekörbe, Sandalen, Betten usw., sogar eingepökelte Eßvorräte usw., kurz eine solche Menge von Gegenständen, daß sie einen ganzen Museumsaal füllt. Bei der Tochter fand man nur einige irdene Töpfe, etliche Amulette und Bierstücke aus Alabaster, im ganzen etwa 100 verschiedenelei Gegenstände, darunter besonders auch einige Utensilien vom Toilettefisch der Königin, die durch den Gebrauch gleichfalls stark hergenommen und deshalb der Tochter überlassen worden waren, außerdem winzige Modelle von Möbeln und Hausgeräten, Koffer von 6 Zentimeter Länge aus grünem Email, Messerchen usw., ein wahres Puppenspielzeug, ein bloßes Symbol der irdischen Wirklichkeit, das indes als ein vollgültiges Äquivalent nach dem Tode angesehen wurde. Jeder der vier Kanopen (Wassergötter) aus Alabaster in der Bestnische wird von einem Frauenkopf überragt, der ein Porträt der Königin in ihrem reifen Alter gibt. Diese Darstellung ist das Werk eines ausgezeichneten Künstlers und überrascht durch eine Lebendigkeit des Ausdrucks, der unter den früheren Formen die seelischen Grundzüge deutlich hervortreten läßt. Der Gegensatz zwischen dem Rang der hier beigesetzten Frau und der Beringsfügigkeit ihrer Grabausstattung ist aber so groß, daß man sich die Frage vorlegen muß, ob der Ort, wo Davis die Mumie gefunden hat, wirklich ihre eigentliche Grabstätte ist. Maspero versucht die Seltsamkeiten dieses Grabes zu erklären. Er führt aus: Tigi starb vor ihrem Sohn und der Glanz ihres Sarges zeigt, daß sie damals mit all dem Pomp behandelt wurde, der der Mutter des regierenden Herrschers zukam. Aber zehn Jahre später, als die Reaktion triumphierte und der zweite oder dritte Nachfolger Rhuniatonus den Amosdienst wiederherstellte, mußte man ihre Leiche vor dem Haß der Priester von Theben bergen. Man schaffte sie heimlich fort und lud sie auf dem Schlitten, der bei der ersten Befragung in Verwendung gewesen war, löschte aber darauf das Bild des verfluchten Pharaos aus. Man vergrub die Kanopen nicht, die zur Fortdauer der Toten notwendig waren, nahm einige verschiedene Gegenstände mit und ließ die Masse des Mobiliars im ursprünglichen Grab. Dieses Geschäft wurde mit möglichster Schnelligkeit, ohne Wissen des Volkes vollzogen. Man stellte die Kanopen in der Nische der neuen Zufluchtsstätte auf, schob den Sarg in eine Ecke, legte aufs geradewohl, ohne Ordnung die Toilettegegenstände und das winzige Gepäd in den Sand und vermauerte den Zugang. Als man die letzten Bretter des Schlittens einführte, war der Zugang schon so eng, daß ein falscher Handgriff die innere Lage des ausgeschütteten Steinmaterials in die Leichenkammer einbrechen ließ. Man gab sich nicht die Mühe, den Bau wieder in Ordnung zu bringen, sondern ließ die Bretter im Steinhäufen stecken, in den sie im Augenblick des Unfalls geraten waren und vermauerte die Pforte, worauf man den Graben ausfüllte. Das Versteck war so gut gewählt, daß Frau Tigi mehr als 3000 Jahre in Frieden schlafen konnte, bis der Forschungseifer eines Gelehrten ihre Ruhestätte entdeckte.

Ethnologisches.

Ueber das Pfeilgift der Indianer. Schon die ersten Entdecker der neuen Welt wußten, daß die Eingeborenen ihre Pfeile vergifteten, über die Zubereitung des Gistes gingen verschiedene abenteuerliche Versionen. So hieß es, daß die Indianer eine an der Meeresküste vorkommende widrigriechende Wurzel, schwarze stinkende Ameisen, Spinnen, häßliche haarige Raupe, Fledermausflügel, Hals und Kopf eines giftigen Seefisches, der Tabrino heißt, Kröten und Schlangenzähne bei der Zubereitung desselben verwendeten. Alles dieses wurde zusammen mit den Früchten der Mancinella gekocht, und zwar außerhalb des Dorfes, der dabei aufsteigende Dampf wirkte so schädlich, daß der Sklave, welcher das Gift zubereitete, stets das Opfer dieser Arbeit wurde.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab Humboldt einen Bericht über die Zubereitung des Pfeilgiftes, woraus zu ersehen ist, daß weder stinkende Ameisen noch Schlangenzähne und dergleichen dazu genommen wurden. Der wirkende Stoff wird einer zu den Strichneen gehörigen Pflanze entnommen. Die Indianer des Orinoco anerkannten die Macuis in Guinea als die berühmtesten in der Bereitung des Gistes. Die Majongtons, welche die nördlichen unterworfenen Distrikte des oberen Orinoco bewohnten, unternahmen die weite Reise nach dem Lande der Macuis bloß zu dem Zweck, das starke Pfeilgift Curari dort zu holen und gegen das Curata umzutauschen, ein merkwürdiges in ihrem Lande wachsendes Rohrgewächs. Aus diesem werden die gefürchteten Blasrohre, „Carbalans“ genannt, gemacht, indem das Rohr ausgehöhlt und im Innern mit vieler Sorgfalt geglättet wird. Von sehr hartem Holz schnitzen die Indianer Pfeile, deren Spitze in das Gift getaucht, das andere Ende aber mit Baumwolle umwickelt wird, so daß es ganz das Rohr ausfüllt. Mit dieser furchtbaren Waffe kämpfen feindliche Stämme gegeneinander, aber auch zur Jagd, besonders auf Affen und Vögel, werden die Blasrohre-pfeile verwandt. Das Wild, welches den Schuß oft nicht fühlt, ist

trotz des Giftes essbar, weil es durch Kochen, und wenn es nur in den Magen gelangt, seine Wirkung verliert.

Aus der Pflanzenwelt.

DBK. Stammbaumgeschichte der Blutbuche. Wer seinen Wald und seine Bäume liebt, hört auch wohl gern mal etwas aus ihrer engeren Familiengeschichte. Da ist zum Beispiel unsere Buche; Rothbuche, Waldbuche wird sie auch genannt. Schon bei Nennung ihres Namens geht dem deutschen Menschen das Herz auf; ihm steigen alsbald die Stunden empor, da er andachtsvoll durch ihre hohen, schweigenden Hallen schritt oder bei Sonnenbrand im Schatten ihrer breiten, weitläufigen Laubschirme rastete. Er nimmt aber auch gern Kenntnis von Dingen, die die „Stammesgeschichte“ des Baumes angehen. Seine berühmteste Abart oder Spielart ist die Blutbuche mit den tiefdunklen purpurnen Blättern. Bis vor kurzem mußte angenommen werden, daß all die schönen blutlaubigen Stämme und Stämmchen, denen wir in Anlagen, Parks, Gärten begegnen, von der großen Blutbuche der Hainleite im Revier Oberspitz bei Sondershausen stammten. Dieser sorgsam gehogte Baum (vergl. H. v. Salisch, Forstzeitung), der im Jahre 1772 erstmalig erwähnt wird, der demnach rund 200 Jahre alt ist, hat in Brusthöhe 1 Meter Durchmesser, ist 27 Meter hoch und beschirmt einen Umkreis von 22 Meter Durchmesser. Seine Kräfte (so nennen Forst- und Weidmänner die Eichen, Buchedern und Kastanien) ergibt bei der Ausfaat 50 bis 60 Proz. Blutbuchen, das übrige schlägt in die grünlaubige Stammart zurück. Wie ist der Baum an seinen Standort gekommen? Aller Wahrscheinlichkeit nach spontan, das heißt also von selbst, ohne menschliches Zutun, aus einem Samenlern, dem, obgleich er von einer grünen Buche stammte, die Tendenz innezuwohnt, eine purpurblättrige Pflanze hervorzubringen; er schlug eben aus der Art, wie das ja auch in Menschenfamilien vorkommt. Noch wenig bekannt ist nun die Feststellung von Professor Jäggi in Zürich, daß schon fast hundert Jahre früher (1680) drei dreieinander stehende Blutbuchen in Buch am Irchel, Kanton Zürich, beschrieben worden sind und zwar ausdrücklich als eine sonst nirgends vorkommende Erscheinung. Als solche werden dieselben Bäume auch in einer späteren Schilderung, in Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes (Zürich 1706) hingestellt. Einer der drei Bäume (von 2,91 Meter Umfang, aber nur 5 1/2 Meter Höhe) ist noch am Leben. Des weiteren ist bei Rovereto in Tirol eine Stelle bekannt, wo die Blutbuche spontan aufgetreten ist. Auch in der Gemeindeförsterei Manderscheid (Regierungsbezirk Trier) ist eine ebenfalls auf 200 Jahre geschätzte Blutbuche vorhanden, die nach dem Zeugnis des dortigen Oberförstlers zweifellos nicht von Menschenhand gepflanzt worden ist. Die jüngste, erst fünf bis sechs Jahre alte, neuerdings erwachte Blutbuche findet sich in der Oberförsterei Nötgen (Rheinland) und entspringt der natürlichen Ausfaat einer grünlaubigen Mutter. Von der Familiengeschichte unseres Baumes ist nach dem allen also nun so viel bekannt, daß die altberühmte Blutbuche von Sondershausen weder der älteste noch der einzige ansehnliche Stamm seiner Art in den Ländern deutscher Zunge ist (Pfropflinge natürlich ausgenommen) und daß auch heutzutage noch hier oder da einmal ein Samenlern seine grüne Eradition in den Wind schlägt und einen jungen Baum zur Welt bringt, der sich in Purpur kleidet. Darauf zu warten, würde aber eine ebenso starke wie unnötige Geduldsprobe sein, indem uns die vorhandenen alten Blutbuchen jungen Nachwuchs in Menge liefern. — Ueber ihren ästhetischen Wert äußert Salisch, daß z. B. die Blutbuchen des Eittersburger Reviers bei Weimar in der Maienzeit einen herrlichen Gegensatz zu dem jungen Grün ihrer Umgebung bilden; er mahnt aber gleichzeitig zur Vorsicht, indem die allzu zahlreiche Verwendung dieser auffälligen Holzart das Waldbild unruhig machen würde. Sehr richtig. Aber ein Quartier alten geschlossenen Blutbuchenbestandes, an gewählter Stelle des Forstes postiert, möchte, zumal in Stunden, wo sein purpurfarbiges Laubwerk von der hochstehenden Sonne durchglüht wird, ein Schauspiel höheren Ranges sein. T.

Geologisches.

Eine neue Erklärung der Eiszeit. Auf dem letzten internationalen Geologen-Kongress in Mexiko ist Professor Hilgard mit neuen Anschauungen über die Ursachen der großen Eiszeit hervorgetreten, die einen großen Teil der nördlichen Halbkugel in einer Epoche der Erdgeschichte bedeckte, als der Mensch bereits auf der Erde lebte und wohl auch über die ersten Stufen seiner Entwicklung bereits hinaus war. Der Vortrag von Hilgard ist jetzt in der Wochenschrift „Science“ veröffentlicht worden und hat eine lebhafteste Erörterung in Fachkreisen hervorgerufen, was sich leicht daraus erklärt, daß die Entstehung dieser Eiszeit für die Geologen eines der bedeutendsten und peinlichsten Fragezeichen bildet. Die Theorie von Hilgard kommt hauptsächlich darauf hinaus, daß in einer Periode der späteren Erdgeschichte unser Planet ständig in eine Wolkenmasse eingehüllt war. Auf die Frage, wie sich unter diesen Umständen die Keime des tierischen und pflanzlichen Lebens auf der Erde hätten entwickeln können, antwortet Hilgard, daß abgesehen von der Tatsache, daß auch heute noch die mittlere Bevölkerung des Himmels auf 60 v. H. geschätzt werde, die älteste Pflanzenwelt hauptsächlich aus solchen Gewächsen bestanden habe, die auch ohne einen Sonnenstrahl bis zur Meise gelangen können. In späterer Zeit, als sich dann die Wolkenhülle

aufhellte, hätten die höheren Ordnungen der Pflanzen Gelegenheit gefunden, sich zu ihrer heute herrschenden Ueberzahl zu entwickeln. Zu der geistvollen Beweisführung von Hilgard gehört auch der Hinweis, daß die heutigen Formen der eigentlichen Wasserpflanzen, die besonders an ein sonnenheißes Klima und trockene Luft angepaßt sind, unter den fossilen Formen früherer Zeitalter der Erdgeschichte nach den bisherigen Entdeckungen keine Vorläufer gehabt haben. Immerhin bleibt eine große Schwierigkeit in der Richtung bestehen, die Entwicklung der Tierwelt unter Ausschluß von Sonnenstrahlen zu erklären; jedoch meint Professor Hilgard, daß die großen Augen der ausgestorbenen Tiere, beispielsweise der Jäthhosauren, darauf hindeuten, daß zu ihrer Zeit eine geringe Helligkeit auf der Erde geherrscht habe.

Humoristisches.

— Erste Bestimmungen. Unser Berliner Berichterstatter schreibt uns: Am Berliner Hofe herrscht, wie ich authentisch weiß, heftigste Erbitterung über die englische Regierung. Der Grund liegt auf der Hand. Die Ernennung Louis Bothas wird als persönliche, säwere Schikane gegen die preussische Krone betrachtet. Eduard VII. verfolgt offensichtlich den Zweck, die preussische Diplomatie in jeder Richtung bloßzustellen. Fünf Jahre nach Beendigung des Burenkrieges gibt man dem gefährlichsten Feinde die höchste Vertrauensstellung und will dem erstanten Europa vorlügen, daß man in fünf Jahren pazifizieren könne.

Die Spitze richtet sich gegen Preußen, welches in vier Dezemien weder mit Schleswig-Holstein noch mit Elsaß-Lothringen und in einem Säkulum nicht mit Polen auf anständigen Fuß gekommen ist. Die englische Unerschämtheit wirkt geradezu grotesk, wenn man bedenkt, daß Preußen jetzt gezwungen ist, mit sechs- bis achtjährigen polnischen Kindern Krieg zu führen. Der Berliner Hof hat, wie wir bestimmt wissen, gegen das Wahlrecht der Buren in London Einspruch eingelegt, mit der Begründung, daß der Begriff „innere Feinde“ im Interesse aller Regierungen festgehalten werden müsse, und hat nachdrücklich betont, daß man es sehr ungerne sähe, wenn die launigen Buren Rechte erhielten, welche der preussischen Arbeiterklasse bis jetzt mit bestem Erfolge verweigert worden sind.

Die englische Regierung verhielt sich ablehnend. Nunmehr hat sie dem alten Affront diesen neuen hinzugefügt.

— Wie Konservative sterben. Der Rentner Karl Klüßwein wurde in jenem heftigen Nachgefechte vor dem Reichskanzlerpalais von einem Schuhmanne tödlich getroffen. Bevor er das Bewußtsein verlor, fragte er den Sanitätsbeamten: „Ist unser Pauli in Potsdam gewählt?“ — „Er ist gewählt“, sagte der Engel des Schlachtfeldes. — „Sieg! Sieg!“ rief Klüßwein und brach sterbend zusammen.

— Ein leuchtendes Vorbild. „Du, wer ist der alte Kerl, dem Du u Großchen geschickt hast?“ — „Das weicht Du nicht? Das is der arme Boermann, der sein ganzes Geld fürs Vaterland geopfert hat.“ („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Das kleine Theater wird im Wiener Burgtheater vom 20. April bis Anfang Mai mit seinem ganzen Ensemble gastieren. In diesem Gastspiel werden Emanuel Reicher und Frank Bedekind teilnehmen. Während des Gastspiels des kleinen Theaters in Wien spielt das Ensemble des Burgtheaters im kleinen Theater.

— Brahms-Konzert. Am Mittwoch, den 3. April, abends 7 1/2—8 1/2 Uhr, veranstaltet der königliche Musikdirektor Bernhard Jürgens anlässlich des 19-jährigen Todestages von Joh. Brahms (gest. 3. April 1897) in der St. Marien-Kirche ein Brahms-Konzert unter Mitwirkung von Fräulein Hedwig Kaufmann (Sopran), Herrn Felix Lederer-Prina (Bariton), Fräulein Mariha Drexls (Violine) und Herrn Paul Sager (Bratsche). Der Eintritt ist frei.

— Gerhart Hauptmann arbeitet an einem sozialen Drama, das in Bergwerkskreisen spielt.

— Eine wohlfeile Jbsen-Ausgabe. Zwischen den Erben Henrik Jbsens und dem Verlage S. Fischer ist das Abkommen getroffen worden, die Werke des Dichters durch eine wohlfeile Ausgabe weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich zu machen. Schon in aller nächster Zeit wird die neue von Julius Elias und Paul Sälenther besorgte Ausgabe der Werke Henrik Jbsens in fünf vornehm ausgestatteten Bänden erscheinen, mit abermals revidierten Texten und mit einer ausführlichen Einleitung über Leben und Werke des Dichters.

— Professor Reicher, der sich um die Erforschung der Syphilis durch Experimente an menschenähnlichen Affen bemüht, wird im Herbst seine in Batavia (Java) errichtete Station nach Breslau verlegen.

— Vorlesungen über Naturheilkunde werden in diesem Sommer zum ersten Male am pharmakologischen Institut der Universität Göttingen gehalten werden.

— Die drahtlose Telegraphie soll in acht italienischen Städten eingeführt werden. Mailand, Turin, Genua, Bologna, Florenz, Neapel, Palermo und Cagliari werden funktentelegraphisch verbunden werden.